SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Das problemzentrierte Interview

Witzel, Andreas

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie : Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 227-255). Weinheim: Beltz. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-5630

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Das problemzentrierte Interview

Andreas Witzel

Die im folgenden skizzierte Methode des problemzentrierten Interviews versteht sich als forschungspraktische Einlösung der Kritik an standardisierten Meßverfahren der empirischen Sozialforschung (vgl. Cicourel 1980; Berger 1974 und Kreppner 1975) und der Erkenntnis, daß der komplexe und prozessuale Kontextcharakter der sozialwissenschaftlichen Forschungsgegenstände kaum durch normierte Datenermittlung zu erfassen ist, vielmehr situationsadäquate, flexible und die Konrektisierung fördernde Methoden notwendig sind. Dennoch findet man hier kaum systematisch entwickelte und erprobte Alternativen[1]. Statt dessen wird weiterhin die Notwendigkeit methodischer Alternativen zur Untersuchung von individuellen Handlungs- und Deutungsmustern proklamiert, programmatisch expliziert oder im Zusammenhang von Auseinandersetzungen um den Stellenwert qualitativer versus quantitativer Verfahren diskutiert (z.B. Kohli 1978; Hopf 1978; Hoffmann-Riem 1980; Mohler 1981; Wilson 1982 und Kleining 1982).

1. Theoretischer Hintergrund

Die entsprechende Debatte über die methodologischen Grundlagen der Sozialwissenschaften wurde in den 70iger Jahren durch die Auseinandersetzung zwischen den konkurrierenden Standpunkten des normativen gegenüber dem interpretativen Paradigma (Wilson 1973) markiert. Die Vertreter des interpretativen Paradigmas bemängeln an der normativ-deduktiven Theorietradition die von der Sinngebungsleistung und Handlungswirklichkeit der Subjekte abgehobenen theoretischen Konzepte, in denen gesellschaftliche Normen zu Hauptdeterminanten menschlichen Handelns werden. Dies kann der Situationsbezogenheit und Prozeßhaftigkeit interpretativer Anteile des sozialen Handelns nicht gerecht werden. Hingegen fordern die Vertreter des interpretativen Paradigmas eine der Natur des sozialwissenschaftlichen Gegenstandes entsprechende Methodologie, wel-

che die Welt des Handelns nicht dinghaft begreift, sondern sich auf die Sichtweise der Individuen einläßt, um deren Konstruktionsweisen der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu erfassen.

Zu Recht ist dieser Ansatz immer wieder in seiner idealistischen Verkürzung kritisiert worden: Es ist richtig, daß menschliches Handeln und Bewußtsein nicht Reflex objektiver Gegebenheiten ist; das Individuum ist jedoch gezwungen, sich in seinem Denken und Handeln auf gesellschaftliche Strukturen mit institutionell geregelten Erwartungen an die einzelnen Individuen zu beziehen (vgl. etwa Goldthorpe 1973 und Gordon 1976).

Allerdings wollen wir weniger die Regeln des Alltagshandelns rekonstruieren, wie dies im ethnomethodologisch verkürztem Verständnis der objektiven Realität als fortlaufende Hervorbringung (accomplishment) gemeinsamer Alltagshandlungen zum Ausdruck kommt (Garfinkel 1967). Vielmehr geht es uns um die Handlungsbegründungen und Situationsdeutungen, die Subjekte angesichts gesellschaftlicher Anforderungen formulieren (Wahler und Witzel 1985). Das Korrektiv, eine objektive Realität einzuführen, deren Bedeutung die Individuen zu bestimmten Realitätsentwürfen verdichten und damit bestimmten Typen von Bewußtseinsformen Ausdruck verleihen, erscheint uns deshalb so wesentlich, weil nur damit subjektive Betrachtungsweisen der Wirklichkeit auf den Begriff gebracht werden können, indem deren Interessengebundenheit, ideologischen Gehalte und Realitätsangemessenheit abgeschätzt werden.

Die radikale Hinwendung zur Sichtweise der Akteure hatte vor allem ernstzunehmende methodologische Implikationen, die zur herkömmlichen Sozialforschung in zum Teil scharfen Kontrast stehen. So wird gemäß dem *Prinzip der Offenheit* der Methode auf eine vorgängige explizite Hypothesenbildung ex ante verzichtet, um den empirischen Erkenntnisgewinn nicht durch ein, der Untersuchung a priori aufoktroiertes Kategoriensystem zu begrenzen (Blumer 1973; Glaser und Strauss 1967).

Vielmehr wird ausgehend von einem relativ offenen theoretischen Konzept, verbunden mit der Fragestellung der Untersuchung, der Forschungsprozeß auf die Problemsicht der Subjekte zentriert: Es gilt die Daten sprechen zu lassen, sie möglichst unvoreingenommen, beginnend bei vorläufigen Klassifikationen bis hin zu reichhaltigeren Konzepten zu analysieren. Theoriegewinnung als Orientierung an der komplexen Alltagswelt der Individuen, d.h. an der Aufschlüsselung des Sinns, den diese Individuen ihren Handlungs- und Deutungsmustern unterlegen, führt zur Ablehnung kausaler Erklärungsmodelle (vgl. Hammerich und Klein 1978). Das Kausalitätsproblem bei Korrelationsmaßnahmen wird zwar in jedem statistischen Lehrbuch angesprochen, hat aber erst im Rahmen der interpretativen Soziologie dazu geführt, anstatt nach Ursachen nach Begründungen für Handlungen und Absichten zu suchen und diese in der systematischen In-

terpretation von Texten (etwa in Form von transkribierten Interviews) zu entdecken.

Ein weiteres Merkmal des Paradigmawechsels besteht in der Betonung des *kommunikativen Charakters* der Datengewinnung. Das aus der Naturwissenschaft entlehnte Idealbild eines Forschers, der in Beobachtungs- bzw. Erhebungssituationen keinen Störfaktor darstellen soll, wurde dahingehend kritisiert, daß dieser – etwa als Interviewer – gerade als „neutraler" Fragenvorleser und Antwortnotierer Anlaß zu verschiedenartigsten Einstellungen beim Befragten gibt (Cicourel 1970 und Berger 1974). Daher kommt es auf das *wie* dieser Beeinflussung an, nämlich in Richtung einer vertrauensvollen Zusammenarbeit zur Ermittlung der „eigensinnigen Welt" (Blumer 1973) der Befragten.

Zuletzt betonen insbesondere die Ethnomethodologen die Abhängigkeit des Sinns eines bestimmten Ausdruckes oder einer einzelnen Erscheinung von deren *besonderem Kontext*, in dem Äußerungen oder Handlungen stattfinden. Diese „Indexikalität" von einzelnen Gegebenheiten wird durch die „dokumentarische Methode der Interpretation" (Garfinkel 1962, 1964) aufgelöst: Diese zentrale, den Individuen zur Verfügung stehende Methode des Sinnerzeugens und -verstehens besteht darin, den Sinn der Vielfalt sprachlicher Äußerungen und Handlungen dadurch zu identifizieren, daß einerseits jede einzelne Erscheinung als Dokument, als Ausdruck eines latenten Musters interpretiert wird. Umgekehrt wird dieses Muster durch seine vielen konkreten Erscheinungen erfaßt.

Ein zentraler Punkt dabei ist der Prozeßcharakter der dokumentarischen Interpretation: „Zeitlich spätere Erscheinung (können) zu einer Revision des ermittelten zugrundliegenden Musters zwingen, wodurch wiederum eine Reinterpretation dessen erforderlich werden kann, was über den „wirklichen" Charakter früherer Erscheinungen ermittelt wurde. Darüber hinaus ist zu bedenken, daß jeweils gegenwärtige Erscheinungen zumindest in Teilen auf der Grundlage dessen gedeutet werden, was aus dem identifizierten zugrundeliegenden Muster als Erwartung künftiger Entwicklungen ableitbar ist, und es mag sein, daß man künftige Entwicklungen zunächst abzuwarten hat, bevor man die Bedeutung jeweils gegenwärtiger Erscheinungen voll verstehen kann" (Wilson 1973, S. 60). Diese Prozesse des Offenhaltens von Interpretationsspielräumen, der retrospektiven Korrekturen und prospektiven Entwürfe sind die Art und Weise, wie Akteure in Interaktionen Realitätsmuster routinemäßig reproduzieren, und lassen sich ebenso auf die Gestaltung des Forschungsprozesses und der Kommunikationsstrategie in Interviews anwenden: Notwendig wird die Aufhebung eines mit starren Ablaufregeln versehenen Forschungsprozesses (siehe das Kriterium der Prozeßorientierung) sowie eines Frageschemas im Interview (Abschnitt Kommunikationsstrategien).

Wie sich das problemzentrierte Interview diesen Problemen der theoretischen Voreingenommenheit, des kommunikativen Grundcharakters der Sozialforschung sowie des Kontextcharakters des Sinns von sprachlichen Äußerungen stellt, werden wir im folgenden darstellen.

Bei diesem Verfahren[2] handelt es sich um eine Methodenkombination bzw. -integration von qualitativem Interview, Fallanalyse, biographischer Methode, Gruppendiskussion und Inhaltsanalyse, die im Zusammenhang der Erforschung der Berufsfindungsproblematik Jugendlicher entwickelt und erprobt wurde[3].

Zunächst wird die Programmatik des problemzentrierten Interviews entwickelt, im Anschluß daran die Teilelemente dieser qualitativen Methode vorgestellt und zuletzt zentrale Kommunikationsstrategien dargestellt und mit Beispielen verdeutlicht.

2. Die Programmatik des problemzentrierten Interviews

In dem Bemühen, eine Gesprächsstruktur zu finden, die es ermöglicht, die tatsächlichen Probleme der Individuen systematisch zu eruieren, zielt das Adjektiv „problemzentriert" auf das zentrale Kriterium der Methode, das der *Problemzentrierung.*

Dieser Begriff kennzeichnet zunächst den Ausgangspunkt einer vom Forscher wahrgenommenen gesellschaftlichen Problemstellung, konkret etwa die der Bedingungen und Formen des Übergangs jugendlicher Schulabsolventen in die Berufswelt im Zusammenhang mit ihrer familiären Sozialisation und anderen Einflußfaktoren. Die Orientierung des Forschers an einer relevanten gesellschaftlicher Problemstellung hat zunächst die Offenlegung und Systematisierung seines Wissenshintergrundes zur Folge. Dazu gehört neben der kritischen Verarbeitung einschlägiger Theorien und empirischer Untersuchungen zu dem Themenbereich sowie Erkundungen im Untersuchungsfeld auch die Einbeziehung der Erfahrungen von Experten. Weiterhin sind die objektiven Rahmenbedingungen zu untersuchen, von denen die betroffenen Individuen abhängig sind, die sie in ihrem Handeln berücksichtigen und für ihre Absichten interpretieren müssen. Dazu gehört die Dokumentation struktureller Merkmale des Alltagskontextes der Subjekte, d.h. – dem obigen Beispiel folgend – Umfang und Schwerpunkt der Arbeitsmarktverengung und institutionelle Bedingungen wie Berufsberatungssystem oder Schule.

Wie anders als über eine vorgängige Kenntnisnahme der objektiven Probleme, wie sie sich z.B. den Jugendlichen im Übergang von der Schule in den Beruf stellen, kann die Chance erhöht werden, Verarbeitungsformen gesellschaftlicher Realität verstehend nachzuvollziehen sowie inhaltsbezogene und genauere Fragen bzw. Nachfragen zu stellen.

Die oben kritisierte gänzliche Verlagerung der Auffassung von Gesellschaft in die subjektive Konstitutionsleistung der Individuen führt dagegen zu dem fatalen Schluß, den Forscher als tabula-rasa zu betrachten, der die jeweiligen Äußerungen der Individuen sozusagen vorbehaltlos in sich aufnimmt. Die entsprechende Begrifflosigkeit, mit der er der Empirie gegenübertritt, wird mindestens in der praktischen Durchführung von Untersuchungen noch allemal ergänzt um kategoriale Bestimmungen, die man einer zweiten Natur des Forschers, nämlich dem Theoretiker zuerkennt.

So sieht sich der Forscher, dem Anspruch gemäß unvoreingenommen den Forschungsgegenstand erfassend, aber dennoch dem Anspruch ausgesetzt, seine angesammelten wissenschaftlichen Theorien fruchtbar machen zu wollen – eine Doppelnatur, die er in verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses zu verwirklichen meint: In der Erhebungsphase ist er derjenige, der den Standpunkt des Befragten einnehmen können soll, in der Auswertungsphase sichtet er das Material mit Hilfe seiner Theorien. Diese „Verdoppelung" des Wissenschaftlers in einen in der Auswertungsphase zum Zuge kommenden Theoretiker einerseits und einen voraussetzungslosen Datenabrufer andererseits zwingt den empirischen Sozialforscher zu einer Haltung gegenüber dem Forschungsgegenstand, die wir als „Dr. Jekyll-Mr. Hyde-Syndrom[4] bezeichnen wollen.

Der Auflösung dieses Gegensatzes hat Blumer (1954) auf der Ebene der Begriffsbildung mit seinen elastischen Konzepten („sensityzing concepts") programmatisch die Richtung gewiesen:

1. Vorläufiges Formulieren des Problemfeldes, das die Wahrnehmung des Forschers sensibilisiert.
2. Aber Offenhalten des Vorwissens gegenüber der Empirie, sich also ihr gegenüber in seinen theoretischen bzw. begrifflichen Bestimmungen kontrollieren zu lassen. Letztere Leistung konstituiert wiederum erneutes, aber fundierteres Wissen, das im weiteren empirischen Prozeß wiederum als Vorwissen zu gelten hat, bis man den Gegenstand adäquat erfaßt zu haben glaubt.

Diese den gesamten Forschungsprozeß betreffende Verschränkung von bestehendem und zu ermittelndem Wissen wiederholt sich auf der Ebene der Interpretation bzw. Kommunikation als fortlaufender Prozeß einer Sinnermittlung mit Hilfe der „dokumentarischen Methode der Interpretation". Auf der Basis dieser Überlegungen bekommt das Kriterium der Problemzentrierung eine doppelte Bedeutung: Einmal bezieht es sich auf eine relevante gesellschaftliche Problemstellung und ihre theoretische Ausformulierung als elastisch

zu handhabendes Vorwissen des Forschers. Zum anderen zielt es auf Strategien, die in der Lage sind, die Explikationsmöglichkeiten der Befragten so zu optimieren, daß sie ihre Problemsicht auch gegen die Forscherinterpretation und in den Fragen implizit enthaltenen Unterstellungen zur Geltung bringen können.

Das bedeutet auf der einen Seite eine relative Übereinstimmung zwischen den Mitgliedern der Forschungsgruppe in der Annäherung an das Untersuchungsfeld zu erreichen, um die Unsicherheit darüber abbauen zu können, welche thematischen Bereiche überhaupt wichtig sind und wie intensiv diese im einzelnen zu explorieren sind. Auf der anderen Seite zielt diese Problemzentrierung auf eine Art Selbstverständigung der Subjekte, die häufig zum ersten Mal in ihrem Leben in dieser systematischen Weise über bestimmte Aspekte ihres eigenen Lebensprozesses (Selbstreflexion) und dessen Zusammenhang mit anderen, in bezug auf das Thema zentralen Personen und gesellschaftlichen Institutionen (Verhältnisreflexion) nachdenken und diese entsprechend formulieren. Durch die Problemzentrierung der Untersuchung können die Befragten selbst zum guten Teil die infragestehenden Problemstellungen in ihren Zusammenhängen entwickeln, die Isolierung einzelner Variablen und die damit zusammenhängende Fragwürdigkeit der kausalen Verknüpfung von unabhängigen und abhängigen Variablengruppen wird mithin vermieden.

Ein zweites Kriterium, das der *Gegenstandsorientierung*, richtet sich gegen die häufig geübte Praxis, entweder ausgefeilte Forschungsmethoden unabhängig vom Gegenstand zu entwickeln oder deren Eignung für den zu untersuchenden Gegenstand mit dem Hinweis auf ein gängiges Verfahren in einem ebenso gängigen Methodenlehrbuch stillschweigend vorauszusetzen. Die Gegenposition normativ-deduktiver Provenienz kann man mit dem Begriff „instrumentorientiert" kennzeichnen, wobei damit die Zergliederung theoretischer Vorannahmen in meßtechnisch machbare und isolierte Variablen gemeint ist, die wenig zur Klärung der Wirklichkeitssicht von Subjekten beitragen können.

Das bedeutet für die Methodenkombination des problemzentrierten Interviews, daß deren Teilelemente zunächst die prinzipielle Sicherstellung eines geeigneten Zugangs zu Handlungs- und Bewußtseinsanalysen bieten soll. Die Anordnung der einzelnen Methoden sowie deren jeweilige Gewichtung und Modifizierung im Verlauf der Analyse hängt vom jeweiligen Gegenstand ab.

So ist denkbar, daß z.B. bei Lebenslaufanalysen der biographischen Methode aufgrund der Betonung des narrativen Elements Vorrang eingeräumt wird, bei Deutungsmustern sozialer Realität im Rahmen des lebenspraktischen Zurechtkommens mit Anforderungen des Berufslebens sollte man eher die Dialogform

der Interviews aufgrund der Betonung detaillierter Nachfragemöglichkeiten des Interviewers vorziehen.

Gruppendiskussionen eignen sich als Einstieg in weitgehend unbekannte Forschungsfelder, weil hier die Relevanzstrukturen von Wissensbeständen und Einstellungen in bestimmten sozialen Gruppierungen durch weitgehende Ausklammerung von Interviewereingriffen am stärksten zur Geltung kommen.

Ebenso läßt sich die falsche Entgegensetzung qualitativer und quantitativer Methoden durch die Gegenstandsorientierung aufheben: Zur Erfassung bestimmter situationsübergreifender Regelhaftigkeiten sind quantitative Methoden möglich, wie auf der anderen Seite gerade die Ereignisse, aus denen sich solche Regelhaftigkeiten (Häufigkeitsverteilungen) ergeben nur mit qualitativer Analyse situativer Handlungen und Deutungen, d.h. konkreter sozialer Vorgänge gewonnen werden können (vgl. Wilson 1982, S. 500f.)[5].

Ein zentraler Aspekt des dritten Kriteriums, der *Prozeßorientierung*, kann verdeutlicht werden, indem wir an das oben erwähnte Sensitizing Concept von Blumer (1954) erinnern. Es geht um die flexible Analyse des wissenschaftlichen Problemfeldes, eine schrittweise Gewinnung und Prüfung von Daten, wobei Zusammenhang und Beschaffenheit der einzelnen Elemente sich erst langsam und in ständigem reflexiven Bezug auf die dabei verwandten Methoden herausschälen. Es handelt sich dabei um Prinzipien des Forschungsvorgehens, die man im Sinne von Glaser (1978) als gegenstandsbezogene Theorie („grounded theory approach") bezeichnen kann. Diese Forschungsmethodologie bevorzugt qualitative Methoden nicht um Theorien vorab zu konstruieren und empirisch zu verifizieren, sondern in einem sorgfältig organisierten Prozeß der Datensammlung und -auswertung zu generieren. Bei Glasers Vorschlägen für ein Verfahren der Theoriebildung mit eher deduktiver Vorgehensweise geht es um ein Entdeckungsverfahren, bei dem die Forscher – wie es Kleining (1982, S. 231) ausdrückt – „... den Weg der Überwindung des Vorverständnisses gehen, und zwar im Prozeß des Forschens". Die Grundidee von Glasers gegenstandsbezogener Theorie besteht darin, den Forschungsprozeß als Aufeinanderfolge von induktiver und deduktiver Vorgehensweise aufzufassen: Zunächst induziert das Datensammeln, -sortieren und -interpretieren Kategorien und theoretische Konzepte. Anschließend wird stärker selektiv vorgegangen, indem aus der entstehenden Theorie Kernkategorien benutzt werden, um einen strukturierten Suchprozeß nach neuen Ideen und Zusammenhängen in den Daten zu organisieren. Diese beiden Vorgehensweisen bereichern sich wechselseitig: „Deduktion dient weiterer Induktion" (Glaser 1978, S. 38).

Das deduktive Forschen ist mit dem theoretischen Stichprobenverfahren eng verbunden. Beim stärker theoretisch gelenkten Prozeß der Bildung von Vergleichsgruppen werden nicht wie bei der statistischen Stichprobe Einzelfälle nach dem Zufallsprinzip unter der Berücksichtigung aller theoretisch denkbaren Kombinationsmöglichkeiten vorab festgelegter Variablen ausgesucht. Vielmehr ergeben sich aus der theoretischen Fortentwicklung des Untersuchungsprozesses ableitbare Regeln für die Frage, welchen Gruppen oder Subgruppen man sich als nächsten in der Datensammlung zuwendet (vgl. ders. S. 42). Damit wird das theoretische Stichprobenverfahren integraler Bestandteil der Theoriebildung, bei der Datensammlung, Verschlüsselung und Analyse gleichzeitig erfolgen. Auf diese Weise produziert die entstehende Theorie ihre eigene Selektivität für die Richttung und Tiefe ihrer Entwicklung.

Diese Prozeßorientierung des gesamten Forschungsablaufs läßt sich noch untergliedern in die des Ablaufs eines Teilabschnitts, z.B. des Interviews. Die Auffassung des Interviews als „particular event" betont gerade Cicourel (1974), wobei der Gesprächsverlauf zwischen Interviewer und Interviewten die Möglichkeit beinhaltet, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, auf dessen Grundlage die Gesprächspartner mit Hilfe der dokumentarischen Methode der Interpretation einen Selbstverständiguns- bzw. Verstehensprozeß entwickeln können.

Der Untersuchte muß in diesem Prozeß die Möglichkeit erhalten, Sachverhalte zu explizieren und durch Stimulation des Gedächtnisses und Gewinnen von Vertrauen auch in anderen thematischen Zusammenhängen zu korrigieren. Der Interviewer kann auf der anderen Seite das Gespräch im Sinne eines Lernprozesses nutzen und von diesem Selbstverständnis ausgehend entsprechende Nachfragen an verschiedenen Zeitpunkten der Exploration ansetzen, wobei auftretende Varianten der Explikationen überprüft werden können. Dadurch entstehen bereits im Erhebungskontext Verstehensprozesse durch den Interviewer, der Ergebnisse in Form einer Art Vorinterpretation schafft und damit die anschließende systematischere, kontrollierte eigentliche Interpretationsphase vorbereitet.

So betrifft das Kriterium der Prozeßorientierung neben der Gesamtgestaltung des Forschungsablaufes und der Entwicklung des kommunikativen Austauschs im Interview auch den Aspekt der Entwicklung des Verstehensprozesses im Interview bis hin zur kontrollierten Absicherung und Erweiterung der Interpretation im wissenschaftlichen Kontext.

Des weiteren bezieht sich das Kriterium der Prozeßorientierung auf den Untersuchungsgegenstand selbst. Berufswunschvorstellungen Jugendlicher etwa, lassen sich kaum durch zeitlich-punktuelle Fragebogenbefragungen oder retrospektiv aus der Lehrlingsperspektive

ermitteln, stellen sie doch das jeweilige Ergebnis einer Auseinandersetzung mit für den Berufsfindungsprozeß relevanten Faktoren wie Arbeitsamt, Bewerbungsversuche, Entwicklung des Arbeitsmarktes und spezifische Ausbildungsangebote zu verschiedenen Zeitpunkten dar, die teilweise aufgrund von spezifischen Anpassungsprozessen zu im nachhinein konstruierten oder „strukturierten Selbstbildern" (Fischer 1978) führen. Die kritisierte Gegenposition kann man also als *summarisch* oder *unhistorisch* kennzeichnen.

3. Die Teilelemente des problemzentrierten Interviews

3.1 Qualitatives Interview

Aus dem weithin praktizierten Widerspruch, einerseits unstrukturierte Interviews als wichtige Vorstufe (pretest, Pilot-Studio) für standardisierte Verfahren zu verwenden, ihnen andererseits lediglich den Rang einer vorwissenschaftlichen Methode beizumessen, ist die Konsequenz zu ziehen, die Weiterentwicklung des Interviews zu einem wissenschaftlich fundierten Instrument zu fördern.

Ein vielfach diskutiertes Problem des Interviews besteht in den unkontrollierbaren Intervieweinflüssen, für dessen Lösung man Idealbilder von neutralen Situationen, d.h. Laboratoriumsbedingungen entworfen hat, ohne deren ebenso verzerrende Wirkung zu beachten. Diese Einflußformen werden im problemzentrierten Interview dagegen als positive Bedingungen für die Klärung der subjektiven Sichtweisen der Untersuchten behandelt. Negative Elemente wie z.B. suggestive Fragen werden in der Transkription in ihren Konsequenzen analysiert, so daß Interpretationen inhaltlich relativiert oder eliminiert werden. Dies scheint uns die einzige Lösung zu sein, dem dargestellten Problem zu entkommen, das auch nicht mit einer allgemeinen Theorie des Interviews zu lösen ist, weil z.B. der Interviewer auch bei dem Versuch experimentielle Bedingungen aufzubauen, im konkreten Befragungsprozeß immer auf „ad-hoc-Strategien" angewiesen bleibt.

Voraussetzung für ideenreichere und genauere Fragen bzw. Nachfragen im Interview ist – neben der im Erzählfluß entstehenden Entfaltung der Thematik durch den Befragten – die Systematisierung und Offenlegung des Wissenshintergrundes des Forschers. Dieses Element der Problemzentrierung verhilft zu der Möglichkeit, den interessierenden Gegenstandsbereich in seiner Vollständigkeit abzutasten und kürzelhafte, stereotype oder widersprüchliche Explikationen des Interviewten zu entdecken und durch Nachfragen weiter zu explorieren.

Weitere Erläuterungen für das Vorgehen des Interviewers ergeben sich aus der anschließenden Diskussion der integrierten biographischen Methode. Einzelne Kommunikationsstrategien werden nach der Behandlung der Teilelemente des problemzentrierten Interviews vorgestellt.

Die Instrumente des Interviewverfahrens bestehen im *Kurzfragebogen,* dem *Leitfaden,* der *Tonbandaufzeichnung* und dem *Postscriptum.*

Daß in einem dezidiert „qualitativen" Ansatz ein *Kurzfragebogen* verwendet wird, mag erstaunen. Unabhängig von der grundsätzlichen Kritik an diesem Forschungsinstrument hat dieses zwei Hilfsfunktionen im Rahmen der Methodenkombination.

Zum einen läßt sich durch die Aufnahme von biographisch geladenen Fragen – z.B. die Frage nach den Berufswünschen – ein günstiger Gesprächseinstieg ermöglichen. Solche Fragen fördern bei den Untersuchten eine erste Beschäftigung mit dem Thema, bestimmte Gedächtnisinhalte werden dabei aktiviert und erfahren eine Zentrierung auf das zu untersuchende Problemgebiet. Der Interviewer kann die schriftlichen Antworten zu Einstiegsfragen verwenden, die eine erste Erzählsequenz in Gang setzen.

Die zweite Funktion des Kurzfragebogens besteht darin, einige zentrale, die soziale Situation des Befragten kennzeichnende Informationen aus dem Interview herauszunehmen. Damit wird vermieden, daß durch exmanente, d.h. von außen in den Erzählstrang eingebrachte Fragen ein Frage-Antwort-Schema aufgebaut wird, das die Problementwicklung aus der Sicht des Befragten stört.

Der *Leitfaden* hat nicht die Aufgabe, ein Skelett für einen strukturierten Fragebogen abzugeben, sondern soll das Hintergrundwissen des Forschers thematisch organisieren, um zu einer kontrollierten und vergleichbaren Herangehensweise an den Forschungsgegenstand zu kommen.

Der Leitfaden ist Orientierungsrahmen bzw. Gedächtnisstütze für den Interviewer und dient der Unterstützung und Ausdifferenzierung von Erzählsequenzen des Interviewten. In ihm ist der gesamte Problembereich in Form von einzelnen thematischen Feldern formuliert, unter die die in Stichpunkten oder in Frageform gefaßten Inhalte des jeweiligen Feldes subsumiert sind. Die innere Logik des Aufbaus der Themenfelder sowie die Reihenfolge der einzelnen, unter die jeweilige Thematik fallenden Fragerichtungen sind nur der „leitende Faden" für die Problemzentrierung des Interviewers. Für die Entwicklung des Gespräches selbst ist der Begriff „Leitfaden" unzutreffend, weil hier der *Gesprächsfaden* des Interviewten im Mittelpunkt des Interesses steht, der Leitfaden diesen lediglich als eine Art Hintergrundfolie begleitet. Zum einen „hakt" hier der Interviewer sozusagen im Gedächtnis die im Laufe des Interviews beantworteten Forschungsfragen ab, kontrolliert also durch die innere Vergegenwärtigung des Leitfadens

die Breite und Tiefe seines Vorgehens. Zum anderen kann er sich aus den thematischen Feldern, etwa bei stockendem Gespräch bzw. bei unergiebiger Thematik, inhaltliche Anregungen holen, die dann ad-hoc entsprechend der Situation formuliert werden. Damit lassen sich auch Themenfelder in Ergänzung zu der Logik des Erzählstranges seitens des Interviewten abtasten, in der Hoffnung, für die weitere Erzählung fruchtbare Themen zu finden bzw. deren Relevanz aus der Sicht der Untersuchten festzustellen und durch Nachfrage zu überprüfen.

Das bedeutet, daß der Forscher auf der einen Seite den vom Befragten selbst entwickelten Erzählstrang und dessen immanente Nachfragemöglichkeiten verfolgen muß und andererseits gleichzeitig Entscheidungen darüber zu treffen hat, an welchen Stellen des Interviewablaufs er zur Ausdifferenzierung der Thematik sein problemzentriertes Interesse in Form von exmanenten Fragen einbringen soll.

Aus diesen Entscheidungsnotwendigkeiten resultieren häufig Interviewerfehler, deren Beseitigung eine entsprechende Schulung am transkribierten Interview verlangt, wo methodische Probleme im Zusammenhang mit der inhaltlichen Problementwicklung analysiert werden müssen, um eine verbesserte Sensibilität für den Gesprächsprozeß zu erreichen.

Der Vorteil des verbreiteten Einsatzes von *Tonbandgeräteaufzeichnungen* besteht darin, daß dadurch der gesamte Gesprächskontext und damit auch die Rolle, die der Interviewer im Gespräch spielt, erfaßt wird. Voraussetzung für eine adäquate Analyse ist allerdings dann die vollständige Transkription des Gespräches. Der Interviewer hat mit Hilfe des Tonbandgerätes die Chance, sich voll auf das Gespräch zu konzentrieren und gleichzeitig situative und nonverbale Elemente beobachten zu können.

Videobandaufzeichnungen scheinen in diesem Fall unnötiger Aufwand zu sein, wenn es um die Exploration indexikaler Ausdrucksformen in systematischer Form geht, der Interviewer also all seine Kompetenz einsetzt, mit Hilfe der Sprache Sinnstrukturen aus der Alltäglichkeit herauszureißen und dabei auch nonverbale Kommunikationsformen in die explizite Erklärung der Sachverhalte einzubeziehen (z.B.: „Du hast eben gelächelt, wie kann ich das verstehen?")

Wie Cicourel (1974) deutlich gemacht hat, ist es notwendig, den Interviewer selbst als Teil der Untersuchungssituation zu begreifen. Seine Ahnungen, Zweifel, Vermutungen, Situationseinschätzungen, Beobachtungen von besonderen Rahmenbedingungen des Interviews beeinflussen den Kontext und Ablauf des Gesprächs als „paricular event", werden aber im Interviewtranskript nur unvollständig oder gar nicht zum Ausdruck gebracht. Dazu gehören auch die vom Ton-

band nicht erfaßten Ereignisse unmittelbar vor einem Interview (z.B. Kontaktaufnahme, eventuell formulierte Erwartungen der Untersuchten an das Interview) sowie danach (persönliches Gespräch, Nachfragen nach dem Forschungszweck etc.). Das Anfertigen einer *Postkommunikationsbeschreibung* (kurz: Postscriptum) im Anschluß an jedes Interview und auch an jede Gruppendiskussion kann in bestimmten Fällen dem Interpreten wichtige Daten liefern, die dazu beitragen können, einzelne Gesprächspassagen besser zu verstehen und das Gesamtbild der Problematik inhaltlich abzurunden.

3.2 Die biographische Methode

Im Rahmen der Wiederbelebung qualitativer Verfahren in der empirischen Sozialforschung hat man das Verfahren des Interviews mit dem der Autobiographie zu der Methode erzählter, themenzentrierter Biographien verknüpft (z.B. Osterland 1973; Schütze 1977 und Mantell 1978). Ein hermeneutischer Verständigungsprozeß für den Forscher wird allerdings in der Regel aufgrund eines mehr oder weniger ausgefeilten Theorien- oder Kategorienapparates von vornherein eingeengt.

Einen plausiblen Begründungszusammenhang für erzählte Lebensgeschichten als Alternative zu den üblichen Methoden hat Bahrdt (1975) hergestellt. Zum einen betont er – im Sinne unseres Kriteriums der Prozeßorientierung – die Notwendigkeit der Einbeziehung des Entwicklungsprozesses von Meinungen in die Untersuchung, weil aktuelle Situationsdefinitionen immer abhängig sind von Erfahrungssedimenten und Antizipation von Situationen. Zum anderen möchte Bahrdt die Künstlichkeit der Forschungssituation abbauen, damit sich der Befragte als Person einbringen kann und nicht gezwungen ist, „isolierte Antworten auf isolierte Fragen" (ders., S. 13) zu geben. Diese beiden programmatischen Elemente faßt Bahrdt in der Forderung nach einer Methode zusammen, wo „der Forscher dem Befragten eine Chance gibt, sich die allgemeine Lebenssituation, in der er sich befindet, gerade in ihrer zeitlichen Dimension zu vergegenwärtigen und hierfür jene Artikulationsweise zu wählen, die für diese Vergegenwärtigung die angemessene und gewohnte ist" (ebenda).

Diese Methode eignet sich dafür, die problematische Frage-Antwort-Struktur abzubauen und dem Befragten die Möglichkeit zu geben, gemäß ihrer Artikulations- und Verarbeitungsweise in den infragestehenden Gegenständen einen roten Faden durch deren komplexe Zusammenhänge zu spinnen. Dazu können sie die jeweiligen Kontextbedingungen mit einbeziehen und durch die im Laufe der Erzählung stimulierten Gedächtnisinhalte Korrekturmöglichkeiten ihrer Vor-

stellungen und Erlebnisse im Gespräch unterbringen. Damit haben die Kommunikationsstrategien im Interview zunächst eine *erzählungsgenerierende Funktion.*

Andererseits greift der hier vorgestellte methodische Ansatz über die im Alltagsleben gewohnten Reflektions- und Kommunikationsweisen hinaus: Soweit die Befragten nicht in der Lage sind, die Rekonstruktion, Konstruktion und Antizipation von thematisch zentrierten Situationen und Verarbeitungsmustern zu leisten, ist Unterstützung z.B. in Form von einem Abtasten des Problemfeldes mit Hilfe von exmanenten Fragen notwendig. Mithin werden die, sich am narrativen Erzählfluß orientierenden Kommunikationsstrategien um Kommunikationsformen mit einer *verständnisgenerierenden Funktion* ergänzt, um Kernkonflikte und Problemfelder nicht nur auf der Oberfläche widersprüchlich, kürzelhaft und stereotyp dargestellter Ereignisse und Selbstbilder zu belassen. Desweiteren hat der Interviewer bei einer solchen Frageform die Möglichkeit, sein Vorwissen in die Problementwicklung einzubringen. Diese Nachfragen stehen dann nicht im Widerspruch zu der Problementwicklung durch die Untersuchten, je besser es dem Interviewer gelingt, sein inhaltliches Interesse an der Problemsicht der Befragten einzulösen.

3.3 Die Fallanalyse

Die biographische Methode wird üblicherweise zugleich als Fallanalyse diskutiert. Umgekehrt wird unter dem Ansatz der Fallanalyse prinzipiell das gesamte Spektrum sozialwissenschaftlicher Erhebungsmethoden subsumiert, weshalb man sie auch als einen „approach" betrachtet. Das bedeutet, daß die Einzelfallanalyse keine eigenständige Methode darstellt, im Gegenteil sogar eine Methodentriangulation gefordert wird, welche die wechselseitige Neutralisierung von Fehlerquellen der verwandten einzelnen Methoden bewirken soll (vgl. z.B. Denzin 1970).

Der zentrale Vorteil der Fallanalyse besteht darin, sich durch die Beschränkung auf ein Untersuchungsobjekt oder relativ wenige Personen intensiver mit mehr Untersuchungsmaterialien beschäftigen zu können, um dadurch nuancenreichere und komplexere Ergebnisse zu bekommen.

Diese Überlegungen bekamen einen neuen Anstoß im Zusammenhang mit dem Versuch einer Neuorientierung der Sozialforschung am interpretativen Paradigma. So sieht Abels (1975) in Fallanalysen eine Chance, die konkrete Wirklichkeit unmittelbar, d.h. nicht durch, der Untersuchung vorgelagerte Wahrnehmungsraster beschränkt, sowie Alltagshandeln gerade auch aus der Sichtweise der Handelnden selbst zu erfassen: „Statt uns auf immer abstraktere Generalisierungen zu konzen-

trieren, die wir mit immer größeren Datenerhebungen zu finden hoffen, sollten wir versuchen, in intensiven Fallstudien Material zu sammeln, das Aussagen über konkrete Wirklichkeit und die Wahrnehmung dieser Wirklichkeit durch konkrete Personen zuläßt" (ders., S. 230).

Es ist eben etwas anderes, ob man mit relativ willkürlichen Auswahlkriterien und theoretisch vorgefaßten und isolierten Variablen die Verteilung einer konstruierten Betrachtung der Problematik ermittelt, oder ob man bei handelnden Einzelindividuen, die Betroffene einer Situation sind und – wie auch immer von äußeren Einflußfaktoren betroffen – entsprechend *ihrer* Interpretation von Situationen letztere tragen, produzieren oder verändern, die Problematik zunächst in ihrer individuellen *Ganzheit* aufzufinden sucht. Der Umgang der Einzelindividuen mit Situationen, die einzelnen Beweggründe und spezifischen Gegebenheiten müssen doch erst für sich verstehbar sein, ehe man relevante individuelle Variationen feststellen und in ihrer Tragweise beurteilen kann.

Somit wird einerseits die *Verallgemeinerbarkeit* gesichert, indem auf sorgfältigen Fallanalysen aufbauend schrittweise individuelle Biographien bzw. Argumentationslinien miteinander verglichen werden. Andererseits wird durch das bereits erwähnte Verfahren der theoretischen Stichprobe das Problem gelöst, wie die *Breite* und *Verschiedenartigkeit* der untersuchten Population gewährleistet und zugleich die Gesamtzahl der Untersuchungspersonen angesichts der sehr aufwendigen Erhebungs- und Auswertungsmethode beschränkt wird.

3.4 Die Gruppendiskussion

Das Gruppendiskussionsverfahren hat im Rahmen qualitativer Forschungsbemühungen einen neuen Aufschwung genommen (z.B. Mayer et. al. 1981, Leithäuser et. al. 1977).

Nach Mangold (1973) werden dieser Methode drei unterschiedliche Aufgaben zugewiesen: Einmal die Ermittlung „tiefliegender" individueller Meinungen, spontaner Reaktionen und Klärung von Fragen intimer Natur, weiterhin erste Überblicke über Meinungsinhalte und deren Variationen und zuletzt Meinungsermittlung unter den Entstehungsbedingungen in der Alltagskommunikation zu erfassen. Demzufolge bilden die informellen Kommunikationsprozesse im Alltag Gruppenmeinungen aus, die verhaltens- und einstellungsprägende Beeinflussungen und Kontrollen auf die einzelnen Gruppenmitglieder ausüben. Das Einzelindividuum äußert sich dann nicht mehr als solches, sondern immer nur bezugnehmend auf seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe.

Abgesehen davon, daß die Unterstellung eines Konformitätszwangs im Widerspruch zu der ersteren Aufgabe, individuelle Meinungen erfahren zu wollen steht, ist die These, Gruppenteilnehmer würden gar nicht *ihre* Auffassung kundtun, problematisch. Es bleibt unbeachtet, daß eine Person ihr verbales und sonstiges Verhalten in einer Gruppe in erster Linie davon abhängig macht, welche Interessen und Zwecke sie in dieser Gruppe verfolgt. So wird an den Beispielen in „Dienstbesprechungen" und „Diskussionsabend", die Meinefeld (1976, S. 134f.) als mit einer besonderen „natürlichen Relevanz" behaftet sieht, das Problem der Schweiger in einer Weise diskutiert, daß gerade die spezifischen Unterschiede dieser beiden Arten von Gruppen außer acht gelassen werden.

Warum sollte die Kenntnis der vorherrschenden Gruppenmeinung, die die Durchsetzung bestimmter individueller Typisierungen als unwahrscheinlich erscheinen läßt, bei einem unverbindlichen Diskussionsabend jemand davon abhalten, seine andersgeartete Position zu vertreten, wenn das Ergebnis der Diskussion mit keinerlei Handlungskonsequenzen verbunden ist? Das Schweigen kann in diesem Fall die verschiedensten Gründe haben. Und warum sollte ein Schweiger in einer hierarchisch strukturierten Gruppe, in welcher Dienstbesprechungen geführt werden, einzig und allein von Gruppenstandards geleitet sein? Das Verschweigen seiner abweichenden Meinung kann ebensogut eine bewußte Anpassung an die Situation darstellen, wenn er meint, gerade so sein Interesse am besten zu verfolgen.

Man sieht, die Spekulationen über die möglichen Beweggründe von Schweigern haben ihren Grund einmal in der abstrakten Bestimmung sehr unterschiedlicher gesellschaftlicher Beziehungen als Gruppe und zum anderen in der Fixierung auf Einstellungen, die den willentlichen Bezug des Individuums (in diesem Falle auf das Schweigen) in Form von Handlungsinteressen, -intentionen und -gründen ausklammern.

Die im Zusammenhang der Diskussion der Fallanalyse aufgezeigte Notwendigkeit, individuelle Handlungen und Deutungsmuster in ihrer Ganzheit zu untersuchen, läßt der Gruppendiskussion lediglichen einen relativ begrenzten Stellenwert weil uns der Mangel gravierend zu sein scheint, keine systematischen Rückfragemöglichkeiten durch den Diskussionsleiter zu haben.

Dagegen liegt der zentrale Vorteil der Methode darin, daß eine Gruppe ohne wesentliche Eingriffe des Diskussionsleiters über die zu untersuchende Thematik diskutieren kann. Das bedeutet, daß dem Forscher durch seine Teilnahme ermöglicht wird, erste Erfahrungen mit dem Forschungsfeld zu machen, ohne daß er gezwungen ist, vollständige Klärungen der Sachverhalte, etwa mittels Sondierungen, zu vollziehen.

Mit der Gruppendiskussion lassen sich auch möglicherweise Unsicherheiten des Forschers bezüglich der Kontaktaufnahme zu speziellen Gruppen von Untersuchungspersonen leichter lösen.

Weiterhin ermöglicht diese Methode, bei den Untersuchungsper-

sonen Vertrauen in die Interviewer, Eigeninitiative und thematisches Interesse sowie die Bereitschaft an der Beteiligung in Einzelinterviews zu wecken. Nicht zuletzt schaffen Gruppendiskussionen Anknüpfungspunkte für spätere Einzelgespräche (was vielleicht auch der Kurzfragebogen leisten kann) und erleichtern möglicherweise die Rekonstruktion von Sachverhalten, die in der Vergangenheit liegen, durch erstmalige Beschäftigung mit der in Frage stehenden Thematik.

3.5 Der Auswertungsprozeß

Die Ausführungen zur Interpretationsmethode können hier nur relativ kurz ausfallen, zum einen aufgrund der Schwerpunktsetzung auf die Forschungsprogrammatik und die Darstellung der Erhebungsmethode, zum anderen aufgrund des Beitrages zur qualitativen Inhaltsanalyse von Mayring in diesem Band. Des weiteren läßt die Intention, unvoreingenommen an den Gegenstand heranzugehen und eher induktive Verallgemeinerungen anzustreben, die Frage offen, ob sich nicht Auswertungsmethodik überhaupt nur in relativ allgemeinen Techniken beschreiben läßt, weil die Gestaltung des Erkenntnisfortschrittes untrennbar mit den inhaltlichen Anforderungen des Gegenstandes verbunden ist. Das hieße Hegel (1969, S. 551) recht zu geben, der den Fortgang der Analyse pointiert als „nur die Bewegung des *Begriffes* selbst" charakterisiert.

Bei der Kritik von qualitativen Verfahren der Inhaltsanalyse (vgl. Witzel 1982, S. 51-65) konnten wir feststellen, daß die interaktiven Momente der Textproduktion, d.h. die gemeinsame Anstrengung von Forscher und Befragtem nicht in genügender Form als Voraussetzung und teilweise Vorwegnahme des interpretativen Verfahrens berücksichtigt wird. Der Akt des „role takings" durch den Textinterpreten ist ein sehr einseitiger und unvollständiger, wenn er nicht ergänzt wird um die Bemühung des wechselseitigen Verstehens im Erhebungsverfahren selbst. Ein zentrales Anliegen dieses Beitrags besteht mithin darin, auf die Leistungen der *Vorinterpretation* hinzuweisen, die unwiderrufliche Ergebnisse produziert: Der Forscher stellt durch sein problemzentriertes Nachvollziehen und Sondieren der Explikationen der Befragten den Interpretationsrahmen für die anschließende systematische Textinterpretation her. Subjektiv drükken sich diese Vorinterpretationen für den Forscher darin aus, daß er – im günstigen Falle – nach Abschluß der Befragung den Eindruck gewinnen konnte, den in Frage stehenden Sachverhalt aus der Sicht der Befragten verstanden, d.h. erschöpfend behandelt zu haben. Damit sind die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß bei der vom For-

scherteam gemeinsam vorgenommenen Textinterpretation der bereits abgelaufene Verständigungsprozeß verfolgt, methodisch kontrolliert und in seinen weiteren inhaltlichen Implikationen offengelegt werden kann.

Herkömmliche qualitative Verfahren versäumen jedoch – wohl noch von der Fiktion einer neutralen Untersuchungssituation beeinflußt – , sich der wichtigen Vorklärungen im Gespräch anzunehmen. Vielmehr besteht ihr Interesse darin, den Befragten möglichst viel Erzählstoff zu entlocken, ohne die Darstellung zugleich problemzentriert zu präzisieren. Das hat für den Textinterpreten zur Folge, am Ende mit einem Materialberg konfrontiert zu sein, dem er, weil der Befragte weitgehend in seinen Assoziationen belassen wurde, nur durch spekulative Aussagen, apriorische oder ex-post-Festlegungen von Kategoriensystemen und, damit verbunden häufig Quantifizierungen beizukommen glaubt.

Um diese Tendenz zu vermeiden, sich Belege für die vorgefaßte Wissenschaftlermeinung im Text zu suchen, wurde ein Interpretationsverfahren entwickelt, das zunächst aus einer *Satz-für-Satz-Analyse* des vollständig transkripierten Textes der Einzelinterviews besteht. Damit soll gewährleistet sein, daß Aussagen über den Inhalt im Kontext, d.h. entsprechend dem Stand der Gesprächsentwicklung, vorgenommen werden.

Wichtiger Bestandteil der Interpretationsmethode sind die *methodischen Kommentierungen*, die den Text vor dem Hintergrund der Erhebungssituation beleuchten. Sie enthalten Angaben über die Art und Weise der Kommunikation der Gesprächspartner sowie Einschätzungen der Auswirkungen von problematischen Intervieweingriffen.

Die zweite Stufe der Datenaufbereitung besteht in der *kontrollierten Form der Interpretation* durch kritischen Nachvollzug der von einzelnen Forschern durchgeführten Einzelfallanalysen im gesamten Forschungsteam und möglichst häufig auch in Diskussionen mit „Außenstehenden".

Diese Maßnahmen werden üblicherweise im Zusammenhang mit der *„Objektivität"* und *„Validität"* diskutiert. Wie Oevermann et.al (1976, S. 392) zu recht feststellen, ist die Frage nach diesen Kriterien wohl nicht richtig gestellt: „Man muß sie nämlich immer nur konkret an den Interaktionstexten selbst beantworten, indem man die Plausibilität der Interpretationen an den Belegstellen nachweist oder widerlegt. Läßt sich der Kritiker darauf ein, hat er die Validität des Interpretationsverfahrens prinzipiell schon anerkannt. Verweigert er aber aus prinzipiellen methodologischen Erwägungen diese Form der Überprüfung von Einwänden und Zweifeln, dann muß er sich ebenso prinzipiell fragen lassen, wie es ihm gelingt, sein Alltagshandeln außerhalb der Sozialforschung ohne validier-

te Fragebogen oder Einstellungsskalen zu bewältigen und in seiner Forschungspraxis die allgemeine Bedeutung der Paraphrase von standardisiertem „statement" und der vom Probanten gewählten „response-Alternative" festzulegen"[6].

Die letzte Stufe der Datenaufbereitung besteht in der *vergleichenden Systematisierung*, die möglichst vollständig alle für die zu untersuchende Problematik relevanten Bedingungen und Aspekte erfaßt. Sie zielt auf die allgemeinere Ebene kollektiver Handlungs- und Deutungsmuster in ihren einzelnen Varianten. Diese verallgemeinerungsfähigen Ergebnisse gewinnt man durch die induktive Form einer systematisch vergleichenden Durchsicht der sorgfältig interpretierten Einzelinterviews.

3.6 Erzählungs- und verständnisgenerierende Kommunikationsstrategien

Der in der Forschungsprogrammatik diskutierte Wechselprozeß zwischen bestehendem und zu ermittelndem Wissen wiederholt sich auf der Ebene der Kommunikationsstrategien des Interviews in der Verschränkung von erzählungs- und verständnisgenerierenden Kommunikationsformen. Diese Verschränkung verlangt, vom Problemkontext der Indexikalität verbaler und nonverbaler Erscheinungen her betrachtet, zum einen Produktion und interpretativen Nachvollzug der Sinngebungsleistungen von Befragten, d.h. die Generierung und Aufrechterhaltung einer möglichst vom Befragten aufgebauten Erzähllogik, die eine Materialgrundlage für die Erfassung von Sinnzusammenhängen schafft. Deren Entwicklung stellt zum anderen den Ausgangspunkt für die erneute Bemühung dar, zur Ausdifferenzierung und Klärung von kontextgebundenen Einzelelementen Fragen zu stellen, die jene Elemente möglichst weitgehend ent-indexikalisiert.

Der Forscher hat dann die einigermaßen schwierige Aufgabe, sich einerseits in seinem Frageverhalten an der Darstellungslogik der Befragten zu orientieren, um deren subjektive Relevanzsetzungen nicht zu verdecken, darüber hinaus Detaillierungen und thematische Zentrierungen anzuregen, um eine ausreichende Materialgrundlage für seinen Verständnisprozeß zu bekommen. Dabei gilt es, den roten Faden der Problemsicht von Untersuchten immanent auszufächern. Andererseits greift er aber sehr stark in den Kommunikationsablauf ein: Es entwickeln sich Verständnisprobleme beim Forscher bezüglich einzelner Äußerungen, aber auch bezüglich von ihm wahrgenommener Zusammenhänge oder Differenzen von Darstellungsvarianten in unterschiedlichen Problemkontexten, die durch entsprechende Sondierungen aufgeschlüsselt werden müssen.

Dabei entsteht der allerdings nur scheinbare Widerspruch, die Erzählsequenzen unterbrechen zu müssen, um die Erzähllogik nachvollziehen und in Gang halten zu können. Die Klärung der Sinnstruktur von Einzelaussagen und Gesprächspassagen dient – im Sinne der „dokumentarischen Methode der Interpretation" – ja gerade dazu, den Gesamtzusammenhang erfassen bzw. dessen vorgreifende Interpretation durch den Interviewer korrigieren zu können. Auf diese Weise wird dem fortschreitenden Lernprozeß des Forschers genüge getan und gleichzeitig die Gesprächsbereitschaft des Befragten im positiven Sinne aufgegriffen: Der Untersuchte fühlt sich ernstgenommen und quittiert das Bemühen des Interviewers, – insofern es nicht formal aus einem non-direktiven „hm" besteht – sich auf seine Problemsicht einzulassen, mit der Bereitschaft, diesem Interesse entsprechend weitere Erzählsequenzen zu produzieren. Nachfragen stehen somit nicht im Widerspruch zu der Intention, eine Erzähllogik aufzubauen, im Gegenteil, sie befördern geradezu letztere, wenn sie allerdings für die Befragten bezogen auf den jeweils erörterten Problembereich plausibel erscheinen. Für den Interviewer ergibt sich damit die praktische Aufgabe, im Gespräch immer wieder entscheiden zu müssen, wann er mit Nachfragen einsetzen soll bzw. ob und wie eine Unterbrechung des narrativen Flusses gerechtfertigt ist. Er wird z.B. genau beobachten müssen, ob ein Befragter noch daran arbeitet, ein Problem zum Ausdruck zu bringen, oder ob dieser meint, bereits eine für ihn befriedigende Antwort gegeben zu haben.

Die zentralen Kommunikationsstrategien des problemzentrierten Interviews sind der Gesprächseinstieg, *allgemeine Sondierungen, spezifische Sondierungen* und *Ad-hoc-Fragen.*

Um das weitverbreitete, d.h. gesellschaftlich übliche Frage-Antwort-Spiel des Interviews von vorneherein zu durchbrechen, ist die Gestaltung des *Gesprächsanfanges* ein wichtiges Element des problemzentrierten Interviews. Es gilt eine narrative Gesprächsstruktur aufzubauen, deren inhaltliche Abfolge und Gliederungspunkte möglichst weitgehend vom Befragten entwickelt werden, d.h. in Inhalt (individuelle Sichtweise des infragestehenden Problems) und Form (Artikulations- und Verarbeitungsweise) der Explikation vom Befragten abhängig gemacht werden. Das bedeutet für den Interviewer zum einen, gerade in der Anfangsphase des Gesprächs nochmals das methodische Prinzip des Erzählens anzusprechen, zum anderen eine relativ allgemeine Frage zu stellen, die erzählerisch ausgestaltet werden kann, ohne daß man bereits das Augenmerk auf einen bestimmten Aspekt der Problemstellung beschränkt hat. Man muß also bezogen auf den Inhalt der Frage, mit den Worten von Merton et.al. (1956, S. 15), eine „leere Seite" anbieten, die vom Interviewten gefüllt wird, aber dennoch dabei einen problemzentrierten Rahmen absteckt.

Geeignet war z.B. im Rahmen unserer Forschungsfragestellung die Anfangsfrage an den Jugendlichen etwa in folgender Formulie-

rung: „Du möchtest (Kfz.-Mechaniker etc.) werden, wie bist Du darauf gekommen? Erzähl doch einfach mal!"

Beispiel: C. (Hauptschulabgängerin)

Ein zentraler Vorteil der Erzählform liegt darin, daß der Interviewer deren inhaltliche Logik als eine des weiteren Interviewaufbaues verwenden kann. Am folgenden Beispiel von C., Hauptschülerin, wird mit immanenten Nachfragen der Erzählstrang der Interviewten, den sie in der ersten Gesprächssequenz anbietet, aufgegriffen und weiter entfaltet. Die weitere Gesprächsentwicklung kann aufgrund des umfangreichen Textmaterials nur angedeutet werden.

I.: Und kannst Du mal vielleicht so schildern, wie das so abgelaufen ist, wenn Du einmal so das Erzählen anfängst, wie das alles so gekommen ist. So nacheinander.

B.: Also zuerst wollte ich ja Kfz.-Schlosser. (I.: Mmh.) Ne; dann war ich da gewesen und hab mich beworben, da meinten sie, einzigstes Mädchen im Betrieb, das würde Ärger geben, egal wo ich hinkam, immer dasselbe und meine Freundin, die wollte unbedingt Friseuse werden und hat mir mal erzählt so von Friseuse, daß sie Praktikum hatte und was sie da gemacht hat, hat sie mir zu Hause auch gezeigt und da habe ich mir gedacht, ach, Friseuse ist gar nicht so ein schlechter Beruf. (I.: Mmh.) Ne und da hab ich mich auch beworben und da meinte die wo ich war, ja, sagte sie, ich geb dir dann Bescheid und so, und da hab ich auch gewartet und da bin ich letztens wieder hingegangen, da erzählt sie mir, daß sie noch gar keine Meisterprüfung hat, daß sie noch gar keine Lehrlinge ausbilden dürfte. (I.: Mmh.) Und da habe ich mir das so genau überlegt und hab gedacht, stehst du 8 Stunden am Tag für 125 DM, das bringt nichts und jetzt wollte ich studieren und zwar Lehrer. (I.: Mmh.) Mal sehen wie das jetzt so wird.

I.: Also das ist jetzt... also drei Stationen sind das, also Kfz.-Schlosser, Friseuse und dann Lehrer und wenn Du Dich noch mal so zurückerinnerst, wie Du zuerst...
(...)

I.: Und wie ist das jetzt so zu der zweiten Station gekommen, der Friseuse, das hast Du ja schon ein bissel erzählt, daß das dann über eine Freundin gelaufen ist...
(...)

I.: Mhmm. Und der Sprung jetzt noch mal auf Lehrerin ist ja auch ganz gewaltig, ne? Und wie ist das eigentlich gelaufen, einfach die Idee zu sagen, ja also jetzt geh ich mal zu dem Lehrer hin und frag den mal, wie ist das so abgelaufen?
(...)

Die Kommunikationsstrategie *„allgemeine Sondierung"* hat im Rahmen der Verknüpfung von material- und verständnisgenerierenden Fragen schwerpunktmäßig erstere Aufgabe zu leisten.

Es geht hierbei zunächst um die Spezifizierung einzelner Sachverhalte und Zusammenhänge, die in den Alltagsselbstverständlich-

keiten verborgen liegen, an die man sich aus verschiedenen Gründen nicht erinnert oder die ganz einfach ein Moment der Vielfalt von angesprochenen Problemfeldern betreffen, mit dem sich der Interviewer glaubt näher beschäftigen zu müssen. Erzählungsgenerierend und damit detailfördernd sind im Laufe des weiteren Gespräches insbesondere kennzeichnende Erfahrungsbeispiele, die den Originaltext der Erfahrung rekonstruieren und das Gedächtnis stimulieren helfen. Der Forscher trägt dem Problem Rechnung, daß die von ihm initiierte Erhebungssituation nicht den „natürlichen" Kontext der Untersuchten darstellt, in dem sich die fraglichen Prozesse abgespielt haben. Er wird also versuchen müssen, in diese konstruierte Forschungssituation möglichst viele natürliche Elemente der Wirklichkeit der Befragten hineinzunehmen. Hoffman (1967) machte im Rahmen der Untersuchung von Eltern-Kind-Interaktionen die Erfahrung, daß die gründliche Rekonstruktion relevanter Ereignisse (in seinem Fall der cronologische Bericht der Tagesereignisse durch die Mutter), verbunden mit sehr detaillierten Sondierungen, die Befragten zwingt, sich auf Einzelheiten zu konzentrieren. Damit konnten die Interviewer Auslassungen, Verzerrungen oder Zurückhalten von Informationen verhindern oder korrigieren, da sich durch die Notwendigkeit, sich an spezifische Details zu erinnern, der emotionale Widerstand gegen das Erzählen bestimmter Erfahrungen verliert.

Neben dem Anregen von Erfahrungsbeispielen gibt es eine Reihe von häufig verwendeten Fragemustern, die eine Detaillierung der angesprochenen Problemgebiete fördern. Dazu gehören die Fragen etwa der Art: „Was passierte da im einzelnen?" „Woran denkst Du insbesondere?" Eine weitere Art von Fragemustern hat über die detailfördernde Funktion hinaus noch stärker die Aufgabe, eine thematische Zentrierung des Gesprächs zu begünstigen. Im Falle sozialisationsrelevanter Problemstellungen z.B.: „Woher weißt Du das?" „Was meinen Deine Eltern dazu?"

Die am schwierigsten zu handhabende Kommunikationsstrategie der *„spezifischen Sondierung"* hat eine genuin verständnisgenerierende Funktion. Derartige Interviewereingriffe häufen sich im Laufe des Gesprächs, wenn es gilt, Erzählsequenzen, Darstellungsvarianten und stereotype Wendungen nachvollziehen zu können und ihren Zusammenhang mit verschiedenen Detailäußerungen, die ihrerseits häufig zu klären sind, einer Vorinterpretation zuzuführen. Spezifische Sondierungen bestehen aus Kommunikationsformen der *Zurückspiegelung, Verständnisfrage* und *Konfrontation.*

Die „sanfteste" Form ist die an die Gesprächspsychotherapie angelehnte Kommunikationsstrategie der *Zurückspiegelung,* eine Art Bilanz: Sie ist ein Interpre-

tationsangebot des Interviewers zu bestimmten Themenabschnitten oder Detailproblemen. Sie beinhaltet die Möglichkeit für den Interviewer, Zusammenfassungen der Äußerung des Befragten von diesem kontrollieren zu lassen. Sie ist kognitive Strukturierungshilfe und für den Befragten: Sie spiegelt dem Befragten die Explikationen zurück, gibt ihm Korrekturmöglichkeiten der Interviewdarstellung und hilft ihm bei der Strukturierung der Thematik.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs werden sich dann detailliertere Nachfragen des Interviewers häufen, wenn er die Problemsicht des Befragten genauer anhand bestimmter Themenbereiche, Aspekte oder Stereotypenformulierungen exploriert. Darüber hinaus geht es um das Sondieren von ausweichenden, versteckten und widersprüchlichen Antworten mit Hilfe von *Verständnisfragen* und *Konfrontationen*, das den Interviewten zwingt, an seinen Explikationen zu arbeiten bzw. seine Konstruktion der Realitätsdarstellung offen zu legen. Diese Frageformen sind diejenigen spezifischen Sondierungen, die sozusagen das Herzstück einer vom Interviewer vorgenommenen Vorinterpretation der Explikationen des Befragten darstellen. Sie lassen sich besonders günstig dann vornehmen, wenn der Interviewer langsam beginnt, mit der Problemsicht des Befragten vertraut zu werden und auf spezifische Äußerungen aus dem Gesamtbereich der bisherigen Darstellung zurückgreift. Im Gegensatz zum „Stress-Interview" (Freeman et. al. 1942, Barron 1957) drücken z.B. Hinweise auf Widersprüchlichkeiten in der Darstellung des Befragten das Interesse des Interviewers am Verständnis der Thematik aus.

Existierende Diskrepanzen können so vom Befragten aufgrund der Entfaltung der Problematik und damit zusammenhängender Gedächtnisstimulation ausgeräumt werden oder bleiben als Ergebnis der Exploration bestehen, wenn der Befragte diese Widersprüchlichkeiten nicht weiter auflösen kann, weil sie objektiv existierenden, gesellschaftlichen Widersprüchen entsprechen, die für ihn Entscheidungsdilemmas mit sich bringen. Die Sondierung blockiert daher das Gespräch auch nicht – wie etwa Friedrichs (1973) im Zusammenhang der Erörterung von Nachfragen bei Intensivinterviews behauptet –, sondern befördert es, wenn die Befragten diese Bemühungen des Interviewers anerkennen.

Ein Beispiel für die Zurückspiegelung: Herr F. (Vater einer Hauptschulabgängerin)

Herr F. schildert seine Berufsbiographie und erwähnt dann den Kauf seiner Werkstätte für Schuhreparaturen. Aufgrund der kürzelhaften Ausdrucksweise ist der Interviewer unsicher, ob er die Explikation über die Rationalisierung des Betriebes richtig verstanden hat. Die interpretierende Zurückspiegelung führt zur Bestätigung und weiteren Präzisierung des Sachverhalts durch Herrn F. Die zweite Zurückspiegelung des Interviewers basiert auf der Beobachtung, daß Herr F. während des ganzen Interviews (18.00 bis 21.00 Uhr) in seiner Werkstatt weiterarbeitete.

F.: Ja, da kam es, daß sich dieses zum Verkauf anbot und dann habe ich es gekauft und ist an sich ganz gut gelaufen. Und dann kam wieder so eine Abteilung, da ging man wieder von Leder rüber auf Gummi, das war auch wieder so ein Riesenproblem. Wir haben derzeit, als ich herkam, mit drei Mann gearbeitet und sehen Sie, jetzt arbeite ich alleine, so läuft die Arbeit zusammen. Aber ich mache ungefähr das gleiche fertig.
I.: D.h., die drei Mann sind jetzt Sie.
F.: Ja, so ungefähr. Zweieinhalb schaff ich echt, also derzeit die Umsätze.
I.: Deshalb sitzen Sie auch jetzt noch nach Feierabend praktisch.
F.: Ja, das bleibt nicht aus. Montags bin ich nie in Form, morgens das läuft nicht und das wirkt sich dann zum Abend aus. Stunden hängt man dann so dran.

Ein Beispiel für Verständnisfragen: Frau B. (Mutter eines Hauptschulabgängers)

Wie wir bereits ausgeführt haben, betrachten wir Vorwissen des Interviewers/Forschers als positive Möglichkeit, reichhaltige Daten zu erhalten. Häufig fließen jedoch wissenschaftliche Konzepte in die Frageformulierung von Interviewern ein und verursachen Unverständnis auf seiten der Untersuchten, deren Wissen auf Alltagskonzepten beruht. Statt sich mit ihrer eigenen Problemsicht auseinandersetzen zu können müssen dann die Befragten den Bedeutungskontext von Interviewer-Statements eruieren. Eine Hinwendung auf die Sichtweise der Untersuchten läßt sich eben auch an der Sensibilität für sprachliche Probleme messen.

Allerdings besteht beim problemzentrierten Interview im Gegensatz z.B. zum standardisierten Fragebogen die Möglichkeit, über Rückfragen der Untersuchten Korrekturen bzw. Erläuterungen der Frage vorzunehmen.

Frau B. versteht die Frage des Interviewers wohl aufgrund des Begriffs „Qualifikation" nicht. Ihre Rückfrage veranlaßt den Interviewer zu einer Neuformulierung der Frage, die dann eine Antwort ermöglicht.

I.: Der A., der hat ja nun eine Lehrstelle bei der Straßenbahn gefunden. Welche Qualifikation bekommt er da? Wissen Sie das?
B.: Wie soll ich das verstehen jetzt?
I.: Ich weiß nicht, was er da zu tun hat.
B.: Kraftfahrzeugschlosser. Da muß er alles machen, also paar Monate – glaube ich – feilen.

Ein Beispiel für Konfrontation: N. (Hauptschüler, 7. Kl.)

Eine Konfrontation ist die schärfste Form, beim Befragten Reflexionsprozesse über seine eigenen Aussagen zu provozieren. Es gibt Konfrontationen mit eigenen, widersprüchlichen Aussagen und Ungereimtheiten sowie durchaus auch mit Elementen der Realität, von denen man annimmt, daß sie Alltagsselbstverständlichkeiten des Befragten sind. Wichtig ist, daß der Interviewer dabei sein inhaltliches Interesse verdeutlicht und eine gute Gesprächsatmosphäre aufrechterhalten kann.

Im vorliegenden Fall löst der Befragte einen Widerspruch auf, der sich für den Interviewer auf der Basis des bisher Erzählten ergeben hat.

N's Vater ist Ingenieur, er leitet Schiffsreparaturen im In- und Ausland; N. selbst würde nicht gern nach „Übersee" gehen.

I.: Mhm. Ah ja, und wieso, was findest Du da so unangenehm dran, also mit dem Übersee, also daß Du nach...

N.: Ich find das besser wenn ich wieder zu Hause bin, weil ich auf Übersee, ich kann ja nicht alle Sprachen lernen, das ist ja, und das erstmal und wenn die denn um dich da quatschen, ich weiß ja nicht, was die denn da sagen...

Später erzählte er, daß sein Vater einen Dolmetscher dabei hat. Der Interviewer konfrontiert diese Aussage mit der vorher erwähnten Notwendigkeit, selbst Sprachen zu lernen. N. löst diesen Widerspruch auf, indem er deutlich macht, was für ihn Selbständigkeit u.a. heißt: unabhängig zu sein von anderen, d.h. in diesem Fall nicht auf die Übersetzung von Dolmetschern angewiesen zu sein, die fehlerhaft sein könnte.

N.: Und er hat ja auch meistens mal einen Dolmetscher mit, also der denn mal für ihn spricht, z.B. vor 5 Jahren ist er ja nach Ägypten runter und da hat er gesagt, ich brauch 2 Dolmetscher, einer an der Werft und der andere, der für mich denn die Ersatzteile da besorgt, und die haben da so 'ne Sprache, da kommt mein Vati nicht mit aus.

I.: Ja, aber wenn Du den Dolmetscher erwähnst, dann ist das ja mit den Sprachen gar nicht so'n Hindernis.

N.: Ja schon, also mein Vati mag immer gerne, also der ist auch so selbständiger, nich, und wenn die anderen dann was falsch machen und er kriegt denn eins aufs Dach und, das möchte er nicht.

I.: Und meinst Du, daß das für Dich auch so wichtig ist?... (N. nickt zustimmend mit dem Kopf).

Die Objektivierung des Forschervorwissens und damit auch seiner Vorurteile und die problemzentrierten Fragestellungen im Interview dienen einer kontrollierten und vergleichbaren Herangehensweise an den zu explorierenden Gegenstand (vgl. die Funktion des Leitfadens). Die vom Interviewer angeregten Erzählsequenzen und vielfältigen Kommunikationsstrategien, die den Befragten selbst zu interpretationsfähigen Präzisierungen veranlassen, geben aber häufig keine erschöpfende Auskunft über alle interessierenden Problembereiche des Leitfadens. Solche Themengebiete müssen daher mit *ad-hoc-Fragen* in geeigneten Phasen des Interviews eingebracht werden. Dazu gehört etwa – unserem Beispiel folgend – Fragen nach der Arbeitstätigkeit und der Arbeitsbelastung der Eltern und deren Konsequenzen für die Auffassung des Jugendlichen über das Arbeits- und Berufsleben, z.B. in Form von bestimmten Arbeitstugenden. Ein weiteres Beispiel ist die Erfassung der Berufs- bzw. Lebensperspektive

mit der Frage: „Was möchtest Du erreicht haben, wenn Du mal 20 Jahre alt bist?" Solche Fragen entwickeln Jugendliche selten von sich aus, weil die unmittelbare Sorge eine Lehrstelle zu finden, im Mittelpunkt ihrer Überlegungen steht. Die im folgenden angeführten Interviewtextbeispiele sind auch deshalb interessant, weil hier im Sinne des „sensitizing concepts" die Korrekturmöglichkeit des Vorwissens und damit auch der Prozeßcharakter der Methode des problemzentrierten Interviews exemplifiziert werden.

Bei der Frage: „Stelle Dir vor, Du bist 20 Jahre alt, wie sieht dann Dein Leben aus? Was möchtest Du bis dahin erreicht haben?" gab es folgende typische Antworten.

S. (Hauptschulabgängerin): „Fertig mit Lernen, eine eigene Wohnung, sonst weiß ich nichts". In der Auswertungsphase entstand die Frage, ob die Interpretation, daß in der Lebensperspektive jugendlicher Hauptschüler lediglich die unmittelbaren Reproduktionsnotwendigkeiten enthalten sind, nicht durch einen „halo effect" (vgl. z.B. Cronbach 1970) belastet ist. Wir vermuteten, daß die Gesprächsthematik der Berufsfindungsproblematik den Bezugsrahmen für die folgenden Fragen produziert, d.h. konkret Lebensperspektive auf Berufsperspektive reduziert wird. Daher wurden in späteren Gesprächen entsprechende Nachfragen an diese Thematik geknüpft, die diesen „bias" nicht bestätigen konnten.

Beispiel: A. (Hauptschulabgängerin)

I.: Und – jetzt stell Dir mal vor, daß Du schon 20 Jahre alt bist. Was möchtest Du bis dahin alles erreicht haben, hast du da schon Vorstellungen?
A.: Erreicht, na, daß ich da meinen Gesellenbrief habe und daß ich da bleibe. Bei der Straßenbahn.
I.: Und warum?
A.: Weil da für mich, daß ich..., das ist ein gesicherter Arbeitsplatz und man hat da viel Chancen, sich weiterzubilden.
I.: Hast Du auch Vorstellungen, so in Richtung Geld, also Verdienst, was man sich leisten kann, hast Du da schon irgendwelche Wünsche?
A.: Ich will ja hauptsächlich erst mal bei meinen Eltern wohnen bleiben und dann natürlich will ich während der Zeit auch sparen, so daß ich später selber was hab, irgendwie so und vielleicht ein Haus oder so.
I.: Also dann bist Du, wenn Du fertig bist und volles Gehalt kriegst nach der Ausbildung, dann willst Du bei Deinen Eltern wohnen bleiben?
A.: Ja.
I.: Und mit dem Haus, wie kommst Du denn darauf?
A.: Ja, die Mieten sind mir heutzutage zu teuer, wenn man das so liest in der Zeitung, so 400 DM für zwei oder drei Zimmer, ist einfach viel zu teuer.
I.: Und hast Du auch eine Vorstellung, daß Du eine Familie hast oder willst Du alleine ins Haus einziehen?

A.: Nee, bis dahin nicht.
I.: Und später?
A.: Später? Später weiterarbeiten, weiterarbeiten, für die Familie sorgen, ja.
I.: Und hast Du auch so Wünsche, ein Auto, ein Motorrad oder sonst irgendwas. Oder willst Du alles fürs Haus sparen?
A.: Nee, einen Wagen will ich mir auch anschaffen, ich wollte mir erst einen Porsche anschaffen, aber wie ich den Preis da gesehen hab, da hab ich es gleich gelassen.

Beispiel (teilweise zusammengefaßt): H. (Hauptschulabgänger)

Auf die Frage nach der Situation mit 20 Jahren kommt die Antwort: „Mit 20 Jahren werde ich wohl hoffentlich ausgelernt haben". Darüber hinaus will er seinen Gesellenbrief in der Tasche haben, auf Montage gehen können, vielleicht schon verheiratet sein; daß er sich auch was leisten kann, auch für die Familie. Auf Nachfragen hin: Eine anständige Wohnung, anständige Möbel und ein Auto will er haben. Auf eine weitere Nachfrage nach einem besonderen Wunsch antwortet er zuletzt: „Eigentlich gar nichts, das kommt selten vor, daß man so'n Glück hat, daß man sich das kaufen kann, was man sich auch wünscht. Da spekulier ich auch gar nicht drauf, daß ich mir später irgendwas besonderes kaufen kann, ich bin zufrieden wenn ich meine Wohnung hab, meine Frau und Kinder später vielleicht".

Anmerkungen

1 Ausnahmen für den Bereich der qualitativen Erhebungs- und Auswertungsverfahren sind das „narrative Interview" von Schütze (1977); für den Bereich der theoriegeleiteten Inhaltsanalyse die „objektive Hermeneutik" von Oevermann et. al (1976, 1979) und das empirisch-hermeneutische Verfahren der Textinterpretation von Leithäuser et. al. (1977, 1979).
2 Zur Vertiefung der in diesem Beitrag nur skizzierten Methodenalternative sowie zur differenzierten Auseinandersetzung mit methodologischen Problemen empirischer Sozialforschung und qualitativen Erhebungs- und Auswertungsmethoden s. Witzel (1982).
3 Es handelt sich dabei um die Forschungsprojekte „Arbeitssituation und Sozialisation", gefördert 1976-1978 von der DFG (Heinz et. al. 1970) und „Berufsfindung und Arbeitsmarkt" gefördert 1978-1983 vom BMBW und der Universität Bremen (Heinz et. al. 1985).
4 Mr. Hyde ist die durch chemische Mittel verselbständigte zweite Natur des Dr. Jekyll in der Novelle von Stevenson (1961, S. 91): „Der Mensch (ist) in Wahrheit nicht eins sondern wahrlich zwei."
5 Überlegungen, welche Eigenarten des jeweiligen Forschungsproblems mit qualitativen und/oder qualitativen Methoden adäquat zu erfassen sind, bilden einen Hauptteil der Arbeit im Forschungprojekt „Berufsfindung und Berufsberatung", einer Sekundäranalyse mehrerer Jugendstudien in der BRD (vgl. Wachtveitl und Witzel 1984).
6 Zur weiteren Auseinandersetzung mit den Kriterien der Validität sei auf Müller (1979) verwiesen.

Abels, H.: Alltagswirklichkeit und Situation. Neue Bezugspunkte soziologischer Forschung. In: Soziale Welt 1975, 26, S. 227-249.

Bahrdt, H.P.: Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern; In: Osterland, M.. (Hrsg.), Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential. Frankfurt 1975.

Barron, A.S.: The Effect of Three Styles of Interviewing on the Responses of Women from Two Contrasting Socio-Economic Groups. Columbia University, New York 1957, Dissertation.

Berger, H.: Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Frankfurt/M. 1974.

Blumer, H.: What Is Wrong with Social Theory. In: American Sociological Review 1954, 14, 3-10.

Blumer, H.: Der methodologische Standpunkt des symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek 1973, Bd. 1, 80-188.

Cicourel, A.V.: Methode und Messung in der Soziologie. Frankfurt/M. 1970.

Cicourel, A.V.: Theory and Method in a Study of Argentine Fertility. New York 1974.

Cronbach, L.J.: Essentials of Psychological Testing. New York 1970.

Denzin, N.K.: The Methodologies of Symbolic Interaction: A Critical Review of Research Techniques. In: Stone, G.R. u. Farberman, H.A., Social Psychology through Symbolic Interaction. Waltham, Mass., 1970, 447-465.

Fischer, W.: Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, M. (Hrsg.) Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt/New York 1978, S. 311-336.

Freeman, G.L.: Manson, G.E.; Katzoff, E.T. u. Pathman, J.H., The Stress Interview. In: Journal of Abnormal and Social Psychology 1942, 37, S. 427-447.

Friedrichs, J.: Methoden empirischer Sozialforschung. Reinbek 1973.

Garfinkel, H.: Studies of the Routine Grounds of Everyday Activities. Social Problems 1964, 11, S. 225-258.

Garfinkel, H.: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967.

Glaser, B.G.: Theoretical Sensitivity. Mill Valley, Cal., 1978.

Glaser, B.G. u. Strauss, A.L.: The Discovery of Grounded Theory. Chicago 1967.

Goldthorpe, J.H.: A Revolution in Sociology? In: Sociology 1973, 7, S. 449-462.

Gordon, R.: Ethnomethodology. A Radical Critique. Human Relations, 1976, 29, S. 193-202.

Hammerich, K. u. Klein, M.: Zur Einführung: Alltag und Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20, 1978, S. 7-21.

Hegel, G.W.F.: Wissenschaft der Logik II. Frankfurt 1969.

Heinz, W.R.; Heuberger, H.; Wachtveitl, E. u. Witzel, A.: Arbeitssituation und Sozialisation; unveröffentlichter Abschlußbericht an die DFG. Bremen 1981.

Heinz, W.R.; Krüger, H.; Rettke, U.; Wachtveitl, E. u. Witzel, A.: „Hauptsache eine Lehrstelle": Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim u. Basel 1985.

Hoffman, M.L.: An Interview Method for Obtaining Descriptions of Parent – Child Interaction. In: Medinnus, G.R.: Readings in the Psychology of Parent – Child Relations. New York/Sydney 1967, S. 57-64.

Hoffmann-Riem, Ch.: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1980, 32, S. 239-372.
Hopf, Ch.: Die Pseudo-Exploration-Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie 1978, 7, S. 97-115.
Kleining, G.: Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1982, 34, S. 224-253.
Kohli, M.: „Offenes" und „geschlossenes" Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. In: Soziale Welt 1978, 29, S. 2-25.
Kreppner, K.: Zur Problematik des Messens in den Sozialwissenschaften. Stuttgart 1975.
Leithäuser, Th. u. Volmerg, B.: Die Entwicklung einer empirischen Forschungsperspektive aus der Theorie des Alltagsbewußtseins. In: Leithäuser, Th.; Volmberg, B; Salje, G; Volmberg, U. u. Wutka, B.: Entwurf zu einer Theorie des Alltagsbewußtseins. Frankfurt 1977, S. 11-162.
Leithäuser, Th. u. Volmerg, B.: Anleitung zur empirischen Hermeneutik. Psychoanalytische Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren. Frankfurt/M. 1979.
Mangold, W., Gruppendiskussion. In: König, R. (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung. Stuttgart 1973, Bd. 2, S. 228-259.
Mantell, D.M.: Familie und Aggression. Zur Einübung von Gewalt und Gewaltlosigkeit. Frankfurt 1978.
Mayer, E.; Schumm, W.; Flake, K.; Gerberding, H. u. Reuling, J.: Betriebliche Ausbildung und gesellschaftliches Bewußtsein. Die berufliche Sozialisation Jugendlicher. Frankfurt/M. 1981.
Meinefeld, W.: Ein formaler Entwurf für die empirische Erfassung elementaren sozialen Wissens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Kommunikative Sozialforschung. München 1976, 88-158.
Merton, R.K.; Fiske, M. u. Kendall, P.: The focused interview. A manual of problems ans prodecures. Glencoe, 111. 1956.
Müller, U.: Reflexive Soziologie und empirische Sozialforschung. Frankfurt 1979.
Oevermann, U.; Allert, T.; Gripp. H.; Konau, E.; Krambeck, J.; Schröder-Caesar, E. u. Schütze, Y.: Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion. Theoretische und methodologische Fragen der Sozialisationsforschung. In: Auwärter, M.; Kirsch, E. u. Schröter, K. (Hrsg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt 1976, S. 371-403.
Oevermann, U.; Allert, T.; Konau E. u. Krambeck, J.: Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-J. (Hrsg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart 1979, S. 352-433.
Osterland, M.: Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein. Anmerkungen zur sozio-biographischen Methode. In: Soziale Welt 1973, 24, S. 407-417.
Schütze, F.: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld 1977, Manuskript.

Stevenson, R.L.: Dr. Jekyll and Mr. Hyde. Stuttgart 1961.
Wachtveitl, E. u. Witzel, A.: Berufsfindung und Berufsberatung. Erster Zwischenbericht an die DFG. Unveröffentlichtes manuskript, Bremen 1984.
Wahler, P. u. Witzel, A.: Arbeit und Persönlichkeit – jenseits von Determination und Wechselwirkung. Anmerkung zur Rekonstruktion der Handlungslogik einer werdenden Arbeitskraft. In: Hoff, E.; Lappe, L. u. Lempert, W.: Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung. Bern/Stuttgart/Wien 1985.
Wilson, Th.P.: Qualitative oder quantitative Methoden in der empirischen Sozialforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1982, 34, S. 487-508.
Witzel, A.: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt/New York 1982.